PETER MAFFAY

Hier und Jetzt

PETER MAFFAY
mit Gaby Allendorf

HIER UND JETZT

Mein Bild von einer
besseren Zukunft

LÜBBE

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen

Originalausgabe

Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Dr. Matthias Auer, Bodman-Ludwigshafen
Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München
Kartenillustration: © Markus Weber, Guter Punkt, München
Satz: two-up, Düsseldorf
Gesetzt aus der Dolly
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-431-05004-2

1 3 5 4 2

Sie finden uns im Internet unter www.luebbe. de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury. de

INHALT

Vorwort **7**

Ich wär so gern ein Landwirt –
Von Kanada über Spanien nach Dietlhofen **15**

Der Dietlhofer Bach – Wasser ist Leben **43**

Die Tiere auf dem Gut – Von Hühnern und Bisons **59**

Gesunde Ernährung – Besinnung auf das Eigentliche **83**

Der Hofladen – Einkaufen statt shoppen **103**

Die Kirche – Unser Glaube als Kraftquelle **119**

Vom Wohnen und Bauen – Es wird zu viel neu gebaut **141**

Die Begegnungsscheune – Vom Vernetzen und Teilen **167**

Das Gästehaus – Über Vielfalt **189**

Kinder und Bildung – Die Zukunft ruft **209**

Durch Wald und Flur – Leben in und mit der Natur **225**

Die Hütte – Der Fluchtpunkt des Lebens **239**

VORWORT

JEDE ZEIT hat ihre Herausforderungen und Chancen. Auch unsere. Ich glaube, dass unsere Gesellschaft und wir alle an einer Weggabelung stehen und eine Entscheidung treffen müssen.

Wir müssen uns darüber klar werden, wie wir in Zukunft leben wollen. Die Umweltzerstörung nimmt ein kaum vorstellbares Ausmaß an. Die Ausbeutung der Natur und der Klimawandel werden das Gesicht unserer Erde enorm verändern. Die Kluft zwischen Arm und Reich wird immer größer. Die Leidtragenden sind dabei vor allem die Kinder. Zudem müssen wir feststellen, dass die Gesellschaft ideologisch auseinanderdriftet: Inhaltliche Positionen werden extremer und stehen sich unversöhnlicher gegenüber, der Ton wird rüder und die Sprache aggressiver.

Dabei sehnt sich der ganz überwiegende Teil der Menschen nach Stabilität, einem intakten Lebensumfeld, gesellschaftlicher Teilhabe, sozialer Gerechtigkeit und Sicherheit. Die Hoffnung jedoch, dass die Politik für einen echten sozialen und ökologischen Wandel einsteht,

schwindet mehr und mehr. Denn statt gemeinsam an einer großen Zukunftsvision zu arbeiten, ergehen sich die sogenannten Volksvertreter in endlosen Auseinandersetzungen.

Volkspartei zu sein würde bedeuten, dass man mit der Bevölkerung kommuniziert, dass man das Volk versteht und vom Volk verstanden wird. Das ist leider nicht mehr der Fall. Ganz im Gegenteil: Den Botschaften der meisten Politiker fehlt es an Klarheit, ihrem Handeln an Glaubwürdigkeit und Konsequenz. Wer den Bürgerinnen und Bürgern so wenig zuarbeitet, muss sich dann aber nicht wundern, wenn die Menschen sich abwenden und ihren Missmut auf dem Wahlzettel zum Ausdruck bringen.

Ich glaube, die Lösungen für die großen Fragen unserer Zeit werden aus der Mitte der Gesellschaft kommen. Vor allem unter den jungen Leuten gibt es ein Umdenken und den Willen zur Veränderung. Sie gehen für den Klimaschutz und den Erhalt von Wäldern auf die Straße, sie wenden sich gegen weltumspannende, rein profitorientierte Strukturen und gründen Initiativen, die für eine gerechte Verteilung der natürlichen Ressourcen eintreten. Sie drängen die Politik, Antworten zu geben auf Fragen wie: Wie können wir Konsum und Ökologie in Einklang bringen? Wie können wir Verteilungsgerechtigkeit erreichen? Warum liefern wir Waffen in fremde Länder und wundern uns dann, dass sie zum Einsatz kommen? Warum ist es erlaubt, Lebensmittel im großen Stil wegzuwerfen, aber verboten, sie aus dem Müll herauszufischen und zu verzehren?

Die jungen Menschen sind alles andere als unpo-

litisch, aber viele stehen dem politischen System und insbesondere den Parteien distanziert gegenüber. Sie haben den Eindruck, sie werden dort nicht ernst genommen und können im Rahmen bürokratischer Strukturen nichts bewirken. Die jungen Leute gehen andere Wege, um mitzugestalten.

Immer, wenn im gesellschaftlichen und politischen Leben Differenzen oder Defizite gravierender Art auftreten, ist es wichtig, dass es Persönlichkeiten gibt, die die Funktion von Vorbildern oder »Leuchttürmen« übernehmen. Es wird nur etwas passieren, wenn Aufklärungsarbeit geleistet wird und wenn genügend Menschen da sind, die den Mut haben, die Dinge beim Namen zu nennen. Künstler, egal, ob Maler, Bildhauer, Schriftsteller, Schauspieler, auch Journalisten und alle, die die Möglichkeit haben, Informationen und Standpunkte zu multiplizieren, sind aufgefordert, sich zu positionieren. Musiker bilden da keine Ausnahme. Zwischen zwei Liedern kann man etwas erzählen, und auch in den Liedern kann man natürlich seine Haltung »rüberbringen«. Jeder kleine Baustein ergänzt das Mosaik, bis am Ende aus allen Bausteinen ein Bild entsteht.

Der Vorteil von Liedern liegt darin, dass man gezwungen ist, mit wenigen Worten auf den Punkt zu kommen, der Nachteil, dass man nicht jeden Gedanken und jedes Argument unterbringen kann, um ein Thema von allen Seiten zu beleuchten. Dafür ist ein Song nicht immer das richtige Medium. Für die umfassende Betrachtung eignen sich Reden, Diskussionen und Bücher weitaus besser. Ich bin nicht der große Redner, und auch in Talk-

shows fühle ich mich eher fehl am Platz. Da fallen sich die Diskutanten gegenseitig ins Wort, hören nicht richtig zu und spulen häufig vorgefertigte Statements ab. Das ist nicht mein Ding.

Es bleibt also das Buch. Wenn es für mich einen richtigen Zeitpunkt dafür gibt, dann jetzt, und dabei geht es nicht darum, die Rolle eines Experten einzunehmen. Das wäre vermessen. Alles, was ich machen kann, ist, von meinen Erfahrungen, Erkenntnissen und Einsichten, aber auch von meinen Irrwegen und Fehlern zu erzählen und meine heutige Sicht zu schildern:

- meine Sicht auf den Natur-, Umwelt- und Klimaschutz,
- meine Sicht auf den Umgang mit Tieren,
- meine Sicht auf Fragen des Glaubens und der Religion,
- meine Sicht auf die Zukunftschancen unserer Kinder,
- meine Sicht darauf, wie wir miteinander umgehen sollten,
- meine Sicht auf das, was unser Leben sinnvoll macht und erfüllt.

Ich habe gute Gründe, mir Gedanken über die Perspektive kommender Generationen zu machen, denn ich habe eine kleine Tochter, die vor kurzem ein Jahr alt geworden ist, und einen 16-jährigen Sohn. Nichts ist mir wichtiger, als Anouk und Yaris in eine sichere, lebenswerte Zukunft zu entlassen, so wie alle Mütter und Väter auf der ganzen Welt es sich für ihre Kinder wünschen.

Aber uns rennt die Zeit davon. Wir müssen etwas tun, uns zusammenschließen, Mehrheiten bilden und auf künftige Entwicklungen positiv einwirken. Ich glaube

immer noch, dass es Möglichkeiten gibt, Fehlentwicklungen zu stoppen und Dinge zum Guten zu wenden, indem man einen grundsätzlichen Konsens in vielen Fragen findet.

In meinem eigenen Leben habe ich mich bemüht, mich meinen Idealen anzunähern und ein Umfeld zu schaffen, in dem ich meine Vorstellung von einem sinnvollen, erfüllten Leben umsetzen kann, zusammen mit den Menschen, die mir wichtig sind: Das sind meine Familie und meine Freunde, die Musiker in meiner Band, mein Team im Büro, in der Stiftung und im Musikstudio und die vielen Partner und Wegbegleiter, die unsere Werte und Visionen teilen.

Seit ein paar Jahren gibt es einen Ort, an dem sich unsere Ideen und Vorstellungen manifestieren: das Gut Dietlhofen bei Weilheim in Oberbayern, eine kleine, intakte Welt, eingebettet in eine wunderschöne Landschaft. Dorthin würde ich Sie, liebe Leserinnen und Leser, gern einladen.

Sie werden in diesem Buch oft das Wort »wir« statt »ich« lesen, wenn es um Musik oder die Peter Maffay Stiftung geht. Dafür gibt es zwei Gründe: Erstens wäre ich ohne das Wir, also ohne die Menschen um mich herum, weder imstande, Musik aufzunehmen oder Konzerte zu geben, noch die gemeinnützige Arbeit in der Stiftung für traumatisierte, kranke oder anderweitig hilfebedürftige Kinder zu leisten. Alles, was wir tun und in den vergangenen 50 Jahren getan haben, ist ein Gemeinschaftswerk und nicht das Werk eines Einzelnen.

Zweitens ist »wir« für mich auch ein Statement. Aus

meiner Sicht sind Gemeinschaft und Zusammenhalt in unserer Zeit wichtiger denn je. Das Gemeinwohl muss an erster Stelle stehen und nicht der Eigennutz. Eine Gesellschaft, in der nur das »Ich« zählt, kann auf Dauer nicht funktionieren.

Wir wissen nicht, wie die Welt von morgen aussieht und ob es uns gelingen kann, unseren geschundenen und missbrauchten Planeten noch zu retten. Wir wissen aber sehr wohl, dass die Herausforderung elementar ist und nur gemeinsam bewältigt werden kann.

Wir brauchen neue Ideen und neue Lösungen. Es ist Zeit für Seiteneinsteiger und Querdenker und die Vernetzung von Menschen, die unabhängig denken und handeln und dabei ein echtes, ehrliches, unvoreingenommenes Interesse an der Position des anderen mitbringen sowie die Bereitschaft, über dessen Argumente nachzudenken.

Vielleicht kann der eine oder andere Gedanke aus diesem Buch als Anregung oder Inspiration dienen. Oder meine Sicht auf die Dinge ruft Widerspruch hervor. Auch gut! Das gehört zu einer lebendigen Demokratie und zu einer offenen Gesellschaft dazu. Wichtig ist, dass wir uns alle mit den drängenden Fragen unserer Zeit auseinandersetzen und uns positionieren.

Wir bewegen uns angesichts der vielen negativen Entwicklungen nicht auf einer gleichmäßigen Geraden in die Zukunft, sondern befinden uns vielmehr auf rasanter Talfahrt. Und je mehr der ausgleichende »Widerstand« der Natur schwindet, desto schneller geht es bergab. Es ist wie bei einer Lawine, die immer mehr Fahrt auf-

nimmt: Das kleine Schneebrett am Anfang scheint noch harmlos, aber einige Meter weiter hat es schon eine ganz andere Energie.

Das Zeitfenster für Lösungen wird stetig kleiner. Wenn wir wollen, dass etwas passiert, müssen wir handeln, hier und jetzt!

Gut Dietlhofen im Januar 2020
Peter Maffay

ICH WÄR SO GERN EIN LANDWIRT

Von Kanada über
Spanien nach Dietlhofen

▸ **DER »PFAFFENWINKEL«** ist ein sehr reizvoller Landstrich im oberbayerischen Alpenvorland zwischen Ammersee und Starnberger See. Er verdankt seinen Namen der Tatsache, dass es hier sehr viele Klöster und Kirchen gibt, angeblich sind es 159, was selbst im katholischen Bayern bemerkenswert ist. Zu den berühmtesten Sakralbauten gehören die Wieskirche und die Benediktinerabtei Kloster Andechs.

Die hiesige Landschaft ist geprägt durch Wiesen, Wälder, Hügel, Moore, Seen und Flussläufe und natürlich durch den Blick auf die nahen Alpen. Die Priester, Mönche und Nonnen trafen eine gute Wahl, als sie sich in dieser Gegend niederließen, denn das Panorama ist so schön, dass es einem schier die Sprache verschlägt.

Mitten in diesem landschaftlichen Idyll liegt nahe der Stadt Weilheim das Gut Dietlhofen, ein verträumtes Fleckchen Erde mit alten Bäumen und naturbelassenen Hecken, einem plätschernden Bach, einem ruhigen Weiher, Biotopen, Streuobstwiesen und einem großen Tier- und Pflanzenreichtum. Auf dem 70 Hektar großen Anwesen wird eine Biolandwirtschaft betrieben, das heißt, wir produzieren dort gesunde und hochwertige Lebensmittel nach Bioland-Standard.

Von Norden kommend führt eine Allee aus Laubbäumen mit Linden, Eichen und Ahorn zum Gut. Eingangs lässt man auf der Landstraße nach Weilheim links ein buntes Feld liegen, auf dem Blumen zum Selberpflücken angeboten werden.

Im Frühjahr wachsen dort Narzissen und Tulpen, im Sommer gedeihen Gladiolen, Ringelblumen, Sonnenblumen und Dahlien, und schließlich gibt es Astern in herbstlichen Farben. Bevor ich in die Allee zum Gut einbiege, nimmt mich die Blütenpracht jedes Mal für einen Moment gefangen, weil die bunten Blumen stets eine Augenweide sind.

Freitags oder samstags halte ich dort an und pflücke einen Strauß für das Wochenende. Ich habe gern frische Blumen auf dem Tisch. Im Büro gibt es immer montags neue Blumensträuße. Darauf lege ich großen Wert.

Sobald man die Landstraße verlassen und die Bahngleise überquert hat, führt die enge Straße leicht bergab, denn Dietlhofen liegt in einer Senke. Rechter Hand erstreckt sich der Dietlhofer See, der im Sommer ein beliebtes Ausflugsziel für zahlreiche Badegäste ist.

Wer sich dem Gut nähert, muss nicht lange überlegen, ob er unbefugt privaten Grund betritt oder ob er willkommen ist. In zwei aus hellen Feldbrandsteinen gemauerten Säulen rechts und links des Weges sind Metalltafeln eingelassen, auf denen »Grüß Gott auf Gut Dietlhofen« steht. Darunter ist eine Abbildung von Tabaluga, denn alles, was unser kleiner grüner Drache verkörpert, soll hier auf Dietlhofen gelebt werden: die Achtung und der Respekt vor jedem Lebewesen, der Schutz der Natur,

die Bewahrung der Schöpfung, die Toleranz, die Freundschaft und das Miteinander, die Hoffnung, die Liebe, die Zuversicht und die Freude am Leben.

Wenn Gut Dietlhofen in Norddeutschland läge, hätten wir »Moin, moin« auf die Säulen geschrieben, im Ruhrgebiet »Glück auf« und in Berlin vielleicht »Schön' juten Tach!«. Hier in Bayern sagen wir »Grüß Gott«.

Tabaluga lebt in der Märchenwelt Grünland. Der Name ist Programm. Tabaluga ist keine Fiktion mehr, und Grünland gibt es wirklich: Es liegt in Dietlhofen.

Ich glaube, alles im Leben hat auf irgendeine geheimnisvolle Weise seinen Grund und seine Ursache. Was ist also der Grund dafür, dass mich mein Weg hierher geführt hat? Warum habe ich dieses Faible für die Landwirtschaft?

Ich bin in Kronstadt aufgewachsen, einer von den Karpaten umgebenen Großstadt in Siebenbürgen. Die Rumänen nennen sie Brașov. Vor rund 800 Jahren besiedelten Deutsche diesen Landstrich, die Siebenbürger Sachsen. Sie kamen auf Einladung der Österreicher, denn damals gehörte Siebenbürgen noch zu Ungarn und damit zum Habsburgerreich Österreich-Ungarn. Meine Mutter war Siebenbürger Sächsin, mein Vater ist ungarischer Abstammung. Zuhause sprachen wir Deutsch. Auf der Straße unterhielten wir uns auf Deutsch, Ungarisch und Rumänisch, je nachdem, ob wir mit deutschen, ungarischen oder rumänischen Kindern spielten. Die Menschen unterschiedlicher Herkunft und unterschiedlicher Konfession lebten über lange Zeiträume in Frieden und Harmonie zusammen.

Die Eltern meines rumänischen Schulfreundes Costică besaßen einen kleinen Garten, in meinen Kinderaugen ein richtiges Wunderland, in dem es im Frühjahr und Sommer täglich etwas zu bestaunen gab. Ich war davon fasziniert, wie aus einem Setzling ein großer Salatkopf wurde und aus einem Samenkorn eine prächtige Sonnenblume. Noch interessanter erschien mir die Frage, warum ein Obstbaum ohne menschliches Zutun jedes Jahr wieder neue Früchte trägt und wie es überhaupt möglich ist, dass aus einer zartrosa Blüte ein kräftiger roter Apfel entsteht. So ein Garten ist ein Paradies, dachte ich und war manchmal ein bisschen neidisch, denn meine Familie lebte in einer Einzimmerwohnung mit Küche – ohne Garten, versteht sich.

Im damals kommunistischen Rumänien war es ein großer Luxus, einen Garten zu besitzen. Die Menschen wurden dadurch unabhängiger von staatlichen Läden, in denen die Regale meistens leer waren. Außerdem konnte ein Gartenbesitzer mit Nachbarn und Verwandten einen Tauschhandel betreiben: Äpfel gegen Gurken, Salat gegen Kirschen, Bohnen gegen Kartoffeln. Das war ein in sich geschlossener Wirtschaftskreislauf, der super funktionierte, aber denjenigen, die nichts zu tauschen hatten, leider verwehrt blieb.

Noch besser waren diejenigen dran, die neben einem Garten noch einen Acker und ein bisschen Weideland besaßen. Mein Vater nahm mich gelegentlich mit auf die Jagd. Wir kamen dann in abgelegene Dörfer, die zwar keinen Strom und kein fließendes Wasser hatten, aber weitgehend autark leben konnten. Die Bewohner besa-

ßen eine Kuh, ein Schaf, ein paar Hühner und ein wenig Ackerland sowie einen Gemüsegarten. Alles, was sie zum Leben brauchten, erzeugten sie auf ihrer eigenen Scholle. Sich selbst versorgen zu können schien mir der Garant für ein menschenwürdiges Leben zu sein. Ein Selbstversorger musste nicht stundenlang anstehen, um ein Stück Brot zu kaufen und am Ende vielleicht sogar abgewiesen zu werden, weil die Theke leer war. Ich empfand das als zutiefst demütigend. Die Leute auf dem Land bauten etwas Getreide an, konnten daraus ihr eigenes Mehl mahlen und Brot backen. Diese Unabhängigkeit hat mich beeindruckt.

Ich merkte, dass die Leute in den Dörfern zufriedener und ausgeglichener waren als die in der Stadt. Die Städter waren permanent damit beschäftigt, sich alle möglichen Tricks und Kniffe einfallen zu lassen, um etwas Fleisch oder ein Kilo Obst zu ergattern. Das machte sie oft mürrisch und führte zu ständigem Konkurrenzdenken, denn es war ja nicht genug für alle da. Also musste jeder sehen, dass er dem anderen zuvorkam und ihm das Huhn oder den Salat vor der Nase wegschnappte. Ich erlebte, dass sogar Menschen, die einander gut kannten, missgünstig wurden, wenn die Erdbeermarmelade oder die Blutwurst im Einkaufskorb des anderen landeten und nicht im eigenen.

Am allerbesten hatten es aber die Landwirte getroffen. Meine Vorfahren mütterlicherseits waren siebenbürgische Bauern. Deren Landleben habe ich in meiner Kindheit noch aus eigener Anschauung kennengelernt, denn die Ferien habe ich oft in einem kleinen Ort na-

mens Brenndorf bei den Verwandten meiner Mutter verbracht.

Vermutlich hat sich damals bei mir die Idee festgesetzt, dass Freiheit und Unabhängigkeit unter anderem bedeuten, sich jederzeit aus eigenen Mitteln und aus eigener Kraft ernähren zu können. Deshalb, so schlussfolgerte ich, sollte man auf dem Land leben und einen eigenen Hof bewirtschaften.

Die Situation für die Angehörigen ethnischer Minderheiten verschlechterte sich in Rumänien in den 50er Jahren zusehends. Der kommunistische Diktator Ceaușescu ließ Minderheiten wie Roma, Deutsche und Juden verfolgen, drangsalieren, verschleppen und foltern. Auch mein Vater, der zwar der ungarischen Minderheit angehörte, aber mit einer Deutschen verheiratet war und als junger Mann im Krieg bei der deutschen Wehrmacht gedient hatte, wurde von der Geheimpolizei, der berüchtigten Securitate, mehrfach bei Nacht und Nebel abgeholt. Meine Mutter und ich sind dann vor Angst fast verrückt geworden, denn niemand wusste, wohin mein Vater gebracht wurde und was mit ihm geschah. Recht und Gesetz gab es nicht mehr. Es herrschte pure Willkür. Mein Vater wurde schwer misshandelt, mit dem Ziel, ihn psychisch und moralisch zu brechen.

Wer konnte, verließ damals das Land. Dazu brauchte man entweder Verwandte im Westen, die das »Kopfgeld« zahlten, das der rumänische Staat verlangte, oder man musste es auf die Dringlichkeitsliste schaffen und durch die Bundesrepublik Deutschland freigekauft werden. Die Rumänen haben damals ein gutes Geschäft damit ge-

macht. Ceaușescu sagte: »Die Deutschen und die Juden sind mein bester Exportartikel.« Das war menschenverachtender Zynismus in seiner übelsten Form.

Mein Vater stellte für unsere Familie einen Ausreiseantrag. Die Zeit danach war die schwerste unseres Lebens. Mein Vater wurde sofort arbeitslos. Um zu überleben, verkauften meine Eltern das wenige, das wir besaßen.

Eines Tages standen Polizisten vor der Tür und sagten, dass wir in den nächsten Tagen ausreisen dürften, wenn wir »die Formalitäten erledigen«, also das notwendige Geld hinterlegen und Flugtickets vorweisen könnten. Meine Oma in den USA hat dann ihre Ersparnisse geopfert, damit unsere Ausreise möglich wurde.

Meine Mutter packte das Nötigste zusammen, vor allem wichtige Dokumente wie Geburtsurkunden, Zeugnisse und natürlich unsere Pässe sowie ein paar Fotoalben und ein bisschen Kleidung. Es ging plötzlich alles wahnsinnig schnell. Am 23. August 1963 flogen wir von Bukarest über Köln nach München.

Eigentlich wollten wir weiter in die USA, aber die Amerikaner hatten damals schon eine Einwanderungsquote. Wir hätten zwei bis drei Jahre auf ein Visum warten müssen. Da meinte mein Vater: »Das machen wir nicht. Wir müssen zur Ruhe kommen und eine sichere Zukunft aufbauen. Wir bleiben hier.« So kamen wir in München zunächst bei einer befreundeten Familie unter, die einige Zeit vor uns aus Rumänien nach Deutschland übergesiedelt war. Von da zogen wir nach Waldkraiburg, eine Stadt, in der viele Aussiedler und Vertriebene lebten.

Im Nachkriegsdeutschland kamen Millionen deutschstämmige Flüchtlinge und Heimatvertriebene aus Schlesien, Ostpreußen, Pommern, dem Sudentenland, dem Banat und aus Siebenbürgen in die Bundesrepublik Deutschland. Die Eingliederung dieser vielen Menschen war eine enorme Leistung des Staates und der einheimischen Bevölkerung. Es vergingen viele Jahre, bis die Neuankömmlinge sich eingelebt hatten.

Ich dachte fortan nicht mehr an Gärten und Ackerland, denn ich war mit ganz anderen Dingen beschäftigt, nämlich neue Freunde zu finden, in der Schule zurechtzukommen und Musik zu machen. Ich interessierte mich für Gitarren, Mädchen und Motoren. Karotten und Küchenkräuter waren nicht angesagt.

Das änderte sich schlagartig, als mir Anfang der 80er Jahre zufällig ein Buch in die Hände fiel, das mich sofort gefesselt und begeistert und meine alte »Landlust« zu neuem Leben erweckt hat: *Das große Buch vom Leben auf dem Lande*, die Selbstversorger-Bibel von John Seymour. Der Autor war ein britischer Farmer. Er beschrieb in seinem Werk minutiös und in für Laien verständlicher Form, wie man ein kleines Grundstück so bewirtschaftet, dass ein möglichst geschlossener und gesunder natürlicher Kreislauf entsteht und man sich von den Erträgen seiner Parzelle ernähren kann. Das war für mich wie eine Offenbarung – die praktische Anleitung, um das umzusetzen, was mir in Rumänien wieder und wieder durch den Kopf gegangen war. John Seymours Ansatz und die Idee, ein Stück Land zu besitzen und zu bewirtschaften, ließen mich fortan nicht mehr los.

Ich war zu dieser Zeit gerade mit meiner damaligen Frau nach Tutzing am Starnberger See gezogen. Sie hatte diesen wunderschönen Ort entdeckt und sich in ihn verliebt. Wir haben uns eine Weile den Kopf darüber zerbrochen, wie wir uns dort niederlassen könnten, ohne dabei wirtschaftlich »den Bach runterzugehen«. Ich hatte ja kein gesichertes Einkommen. Die ersten Schallplatten hatten sich zwar sehr gut verkauft, aber niemand wusste, ob die nächsten Scheiben auch noch erfolgreich sein würden. Für ein Bankdarlehen jedenfalls reichten meine Sicherheiten nicht aus.

Doch wir hatten Glück. Wir lernten das Ehepaar Inga und Hans Gemperle kennen. Das waren ganz großartige Leute. Sie wollten ihr Haus verkaufen und boten uns an, den Kaufpreis in Raten abzuzahlen. Darum hatten wir nicht etwa gebeten, nein, sie brachten uns viel Vertrauen entgegen und machten von sich aus dieses großzügige Angebot. Ohne diese Unterstützung wäre der Kauf des Hauses zu diesem Zeitpunkt nicht möglich gewesen.

Damals lernte ich auch deren 16-jährigen Sohn Hans kennen, der davon träumte, Toningenieur zu werden. Meine erste Begegnung mit ihm fand im Garten seines Elternhauses statt. Er schoss mit Pfeil und Bogen auf eine Scheibe. Seine Treffsicherheit fiel mir sofort auf. Und ihm sind mein Cowboyhut und meine Westernstiefel bis heute in Erinnerung geblieben. Das war damals mein bevorzugter Look.

Ich öffnete Hans dann beruflich einige Türen, vermittelte ihm Kontakte und einen Ausbildungsplatz in den berühmten Hansa Studios in Berlin. Um die Geschichte

abzukürzen: Hans Gemperle wurde nicht nur Toningenieur, sondern auch ein guter Freund. Wir arbeiten schon seit vier Jahrzehnten zusammen, sind gemeinsam durch dick und dünn gegangen und ein unzertrennliches Gespann geworden.

Zunächst war ich einerseits sehr gern zuhause in Tutzing, aber andererseits ebenso gern auf Reisen, denn ich war neugierig auf andere Länder und fremde Kontinente. Mein Weg führte mich unter anderem auch nach Kanada. Ich war begeistert von diesem Land: Die Weite, das Gefühl von grenzenloser Freiheit und Abenteuer faszinierten mich sehr. Daheim geriet ich ins Schwärmen, sobald ich auf meinen Kanada-Trip angesprochen wurde. Ich träumte davon, in Kanada zu leben. In den 90er Jahren hielt ich den Zeitpunkt für gekommen, wir zogen auf eine Farm in Britisch-Kolumbien.

Damals war Europa noch in den freien Westen und den kommunistischen Osten geteilt, und zwei feindliche Militärblöcke standen sich bis an die Zähne bewaffnet gegenüber. Die Konfrontationslinie lief mitten durch Deutschland, entlang der innerdeutschen Grenze. Die DDR gehörte zum Warschauer Pakt, die Bundesrepublik Deutschland zur NATO. Der Rüstungswettlauf zwischen den Kontrahenten erreichte mit der Stationierung nuklearer Raketensprengköpfe einen weiteren besorgniserregenden Höhepunkt. Die Waffensysteme wurden immer gefährlicher, deren Vernichtungskraft immer größer. Dabei rechtfertigten Ost wie West das Wettrüsten damit, dass die andere Seite eine Überlegenheit anstrebe und man gezwungen sei, immer einen Schritt schneller zu

sein als der Gegner. So entwickelte sich eine Rüstungsspirale, die sich weiter und weiter drehte.

Viele Menschen hatten Angst, dass das Pulverfass explodieren und uns der ganze Wahnsinn um die Ohren fliegen würde. Mir ging es auch so, deshalb suchte ich einen Ort, an dem diese Waffenarsenale und Bedrohungsszenarien weit weg waren und wo ich mir ein zweites Zuhause schaffen konnte. Ich entschied mich schließlich für eine entlegene Farm von 150 Hektar Größe in Britisch-Kolumbien. Das klingt nach viel, ist in Kanada aber nichts Außergewöhnliches, denn es gibt Platz im Überfluss. Die Kanadier nennen so ein Anwesen »Weekend Farm«. Eine richtige Farm ist in ihren Augen noch viel größer. Dietlhofen misst übrigens mit 70 Hektar weniger als die Hälfte dieser Fläche.

Wir genossen die neue Freiheit, badeten im kalten Wasser des Shuswap River, beobachteten Elche mit dem Fernglas und fuhren mit einem alten Pick-up in die Berge. Ich hielt mich viel im Freien auf und versuchte mich in dieser und jener landwirtschaftlichen Tätigkeit. So richtete ich eine Werkstatt ein, denn ich stellte mir vor, dass ich selbst Zäune repariere, so wie wir es alle von den Cowboys aus den Westernserien im Fernsehen kennen. Wenn Ben Cartwright, begleitet von seinen drei Söhnen Adam, Hoss und Little Joe, mit versteinerter Miene von der Ponderosa-Ranch ritt, weil irgendwo wieder ein Zaun durchbrochen und die Rinder ausgebüxt waren, dann ritten wir doch alle in Gedanken mit ihm und den Jungs durch die staubige Weite, entschlossen, die zerborstene Stelle im Holz zu finden und zu reparie-

ren. Das war *Bonanza!* Wenn ich ehrlich sein soll, muss ich zugeben, dass ich in Kanada nicht einen Zaun eigenhändig repariert, geschweige denn einen neuen aufgestellt habe …

Aber das macht nichts. Für den Kopf und für die Seele war das Leben in den Weiten Kanadas sensationell, jedoch nur eine gewisse Zeit lang. Irgendwann musste ich mir eingestehen, dass ich auf mein persönliches und künstlerisches Umfeld in Deutschland und auf die Musik nicht verzichten wollte und es bis heute auch nicht möchte. In Kanada war ich viel zu weit weg vom Schuss. Zudem erforderte die Zeitverschiebung, dass ich nachts aufstand, um mit meinem Büro in Tutzing, meiner Band und meiner damaligen Plattenfirma zu telefonieren.

Tagsüber war ich dann natürlich müde. Diesen Rhythmus konnte ich auf die Dauer nicht durchhalten. Wenn ich eine gute Idee hatte, war es nicht möglich, sie spontan mit jemandem zu teilen, denn in Deutschland lagen die Menschen im Tiefschlaf, während ich putzmunter war. Man sagt mir nach, dass ich früher meine Mitarbeiter und Partner nachts durch Anrufe geweckt hätte. Asche auf mein Haupt, ja, das stimmt! Das passierte tatsächlich, denn manchmal fand ich einen Gedanken so überwältigend oder eine Frage so wichtig, dass ich trotz der unterschiedlichen Zeitzonen zum Hörer griff. Langfristig war das kein akzeptabler Zustand. Ich musste also eine Wahl treffen und entschied mich dafür, mein Anwesen wieder zu verkaufen.

Obwohl ich Kanada aus tiefster Überzeugung Lebewohl gesagt hatte, wollte ich jedoch nicht ganz auf einen

ländlichen Wohnsitz mit landwirtschaftlicher Nutzung verzichten. Und so entschied ich mich für Mallorca.

Nach dem Tod des Militärdiktators Franco war in Spanien ein Gesetz abgeschafft worden, das Ausländern verboten hatte, Grund und Boden außerhalb geschlossener Ortschaften zu kaufen. Das Land öffnete sich dann mehr und mehr seinen europäischen Nachbarn. Ich kannte damals Mallorca schon recht gut, insbesondere die Gegend um Pollença, und gab meinen dortigen Freunden und Bekannten zu verstehen, dass ich daran interessiert sei, eine Finca zu erwerben, um eine kleine Landwirtschaft zu betreiben. Bald wurde mir Ca'n Sureda angeboten, und ich musste nicht lange überlegen. Die Lage in den Bergen, das schöne alte Haus, das früher mal eine Ölmühle war, Oliven- und Zitronenplantagen: Genau so hatte ich mir mein Zuhause auf der Insel vorgestellt.

1995 unterschrieb ich den Kaufvertrag. Die Finca dient nicht nur als Wohnsitz, sondern vor allem auch der ökologischen Landwirtschaft und der artgerechten Tierhaltung. Die Mitarbeiter belegten Kurse in einer Käserei, bildeten sich im Anbau von Öko-Getreide weiter und experimentierten mit verschiedenen Gemüse- und Obstsorten. Schließlich bauten wir sogar Wein an. Ich lernte Spanisch, knüpfte Kontakte zu den Einheimischen, es entstanden Freundschaften.

Ich liebe Mallorca. Die Insel ist ein Kraft-Ort, an dem ich auftanken kann. Mir gefallen das Lebensgefühl, das Klima, die Vegetation, der Geruch, die Geräusche. Damals gab es noch keine Autobahnen. Man tingelte von Palma aus über die Dörfer auf schmalen Straßen in den Norden

der Insel. Es existierte schon Tourismus, klar, aber noch dezenter als heute.

Pollença war zu dieser Zeit bereits ein sehr kosmopolitischer Ort mit vielen Künstlern wie Musikern, Malern und Bildhauern aus aller Herren Länder. Ich schloss enge Freundschaft mit einem Maler namens Dick Campiglio, einem Amerikaner italienischer Herkunft, den ich in der Bar Español im Zentrum der Stadt kennengelernt hatte. Dick war eine faszinierende Persönlichkeit, ein Lebenskünstler, der nie Geld hatte, aber immer gut drauf war und die tollsten Partys schmiss. In seiner Nähe musste man sich einfach wohlfühlen. Wenn wir uns trafen, redeten wir stundenlang über Gott und die Welt und fanden kein Ende. Wir verbrachten sehr viel Zeit miteinander. Ich liebte es, ihm beim Malen zuzusehen. Als wir 1985 das Album *Sonne in der Nacht* produzierten, malte Dick zu jedem Song ein Bild.

Leider verstarb er früh. Ich vermisse ihn, sobald ich an ihn denke, und das tue ich oft.

Dick verkehrte mit vielen anderen Künstlern und führte mich in diese alternative, bunte Szene ein. Es gab zahlreiche kleine Galerien im Ort und einen Marktplatz mit Menschen, die die Zeit damit verbrachten, Zeit zu haben. Das hat mir gefallen, und es gefällt mir bis heute.

Das klingt jetzt vielleicht so, als hätte mein damaliges Leben aus Müßiggang bestanden. Der Eindruck täuscht. Ich war eigentlich immer ziemlich ehrgeizig und einigermaßen diszipliniert. Aber das allein reicht nicht. Wir hatten einfach jede Menge Glück! Das Publikum mochte unsere Musik. Sogar die Metamorphose vom Schlager

zur Rockmusik hat letztlich gut geklappt. Es war ein Risiko mit offenem Ausgang und hätte auch total schiefgehen können.

Ende der 1990er Jahre übten Menschen in meinem Umfeld vorsichtige Kritik an der Band und mir, indem sie fragten: »Warum macht ihr mit eurer Popularität nicht etwas Sinnvolles? Warum geht ihr nicht einmal in die Tiefe? Warum beteiligt ihr euch nicht an Projekten, die karitativer Natur sind? Warum positioniert ihr euch nicht gesellschaftlich und politisch?« Zu diesen Menschen gehörte der Liedermacher Hannes Wader. Er kam aus einer völlig anderen Ecke. Seine Musik war immer mit Inhalten verbunden, die gesellschaftliche Relevanz besaßen. Hannes hat mich angeschubst: »Mensch, Peter, lass doch andere Themen und Inhalte einfließen. Du erreichst viele Menschen. Mach was daraus!«

Es braucht im Leben manchmal nur einen Satz, ein Bild oder eine Begegnung, um etwas Grundlegendes zu ändern. Es ist dann, als ginge einem ein Licht auf, das vorher nicht brannte, sondern höchstens leicht flackerte. Hannes hat ein solches Licht in mir entzündet. Und so gründeten mein Team und ich zunächst den gemeinnützigen Verein Horizon e. V., der alle möglichen Projekte unterstützte wie Band Aid, Hilfe für die Opfer von Tschernobyl, Hilfsgüter für Afghanistan.

Der Zufall wollte es, dass ich in Tutzing dann einem Mann über den Weg lief, der ein Heim für traumatisierte Kinder leitete, Dr. Jürgen Haerlin. Er sagte, er brauche Unterstützung, Öffentlichkeitsarbeit und einen Kinderspielplatz für seine kleinen Patienten. Über diesen Kin-

derspielplatz, den unser Verein dann mitfinanzierte, haben wir zueinandergefunden. Er bat uns, seine Einrichtung »Tabaluga Kinderstiftung« nennen zu dürfen, was wir ihm gestatteten. Ich ahnte nicht, dass wir wenige Jahre später selbst eine Stiftung ins Leben rufen würden, die wir gern so genannt hätten, was dann aber nicht mehr möglich war.

Jürgen Haerlin brachte uns auf den Gedanken, Ferienhäuser für traumatisierte Kinder zu bauen. Aus dieser Idee ist dann die Peter Maffay Stiftung entstanden: Wir laden Kinder, die ein schweres Schicksal haben, zu einer Auszeit vom Alltag ein. Sie verbringen ein oder zwei Wochen in einer intakten Umgebung, wo sie einfach Luft holen, sich entfalten und schöne Dinge erleben können.

Auf Mallorca entstand das erste Tabaluga-Ferienhaus. Zu diesem Zweck erwarben wir im Jahr 2000 die Finca Ca'n Llompart, die direkt neben unserem Wohnhaus, der Finca Ca'n Sureda, liegt.

Ich habe auf Mallorca geheiratet und bin 2003 Vater eines Sohnes geworden. Lange war ich davon überzeugt, dass die Insel nicht nur der richtige Platz für mich war, sondern auch mein einziger Wohnort im Ausland bleiben würde. Es kam dann aber ganz anders.

Nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Ostblocks 1989 waren in Osteuropa mehr oder weniger stabile Demokratien entstanden, die den Menschen ein gewisses Maß an Rechtssicherheit und Perspektive boten. Ich habe lange mit mir gerungen, bevor ich daher im Jahr 2008 erstmals wieder nach Rumänien gereist bin. Das Land hatte unter der jahrzehntelangen kom-

munistischen Diktatur enorm gelitten. Weite Teile der Bevölkerung lebten in bitterer Armut. Die meisten Häuser, die die Siebenbürger Sachsen bei ihrer Ausreise nach Deutschland zurückgelassen hatten, waren verfallen. Nur hier und da traf man in den entlegenen Dörfern noch ganz vereinzelt Deutsche, die durchgehalten hatten und im Land geblieben waren.

Die Verhältnisse in Rumänien waren und sind weder politisch noch ökonomisch mit denen in Deutschland vergleichbar, aber immerhin: Das Land hat sich auf den Weg gemacht und ist sogar seit 2007 Mitglied der Europäischen Union. Nach meiner Rückkehr war ich von der Idee beseelt, in Siebenbürgen wieder Fuß zu fassen und einen kleinen Beitrag zum Wiederaufbau zu leisten.

Mein Team und ich begannen mit der Suche nach einem Standort für ein Stiftungsprojekt, einem Platz für ein Tabalugahaus, wie wir es auf Mallorca und inzwischen auch in Jägersbrunn in Bayern hatten. Dass es in Rumänien Tausende und Abertausende Kinder gab und leider noch immer gibt, die auf der Straße leben, verwahrlost sind und keinen Zugang zu Bildung haben, ist gemeinhin bekannt. Sehr viele Kinder leben auch in Heimen und Waisenhäusern oder in extrem armen Familien.

Wir wurden recht schnell fündig und ließen uns in Radeln (rumänisch Roadeş) nieder, einem kleinen Dorf gut eineinhalb Autostunden von Kronstadt entfernt. Von der asphaltierten Landstraße aus führte eine drei Kilometer lange Schotterpiste mit großen Schlaglöchern dorthin, die im Ort endete. Radeln liegt also in einer Sackgasse. Die deutsche Bevölkerung hatte das Dorf in mehreren Wellen

verlassen. Die ersten Bewohner gingen wie meine Eltern und ich in den 50er und 60er Jahren, die nächsten in der Vorwendezeit, und der Rest machte sich direkt nach dem Zusammenbruch des Kommunismus auf den Weg.

Schon während der Ceaușescu-Zeit wurden in die leeren Häuser Rumänen, Roma und Sinti einquartiert. Manche von ihnen gaben sich im Rahmen ihrer bescheidenen Möglichkeiten Mühe, die Häuser vor dem Verfall zu retten, andere waren eher gleichgültig. Angesichts dessen, dass die Häuser formal noch deutschen Familien gehörten, war das sogar teilweise nachvollziehbar, denn die neuen Bewohner wussten nicht – und wissen es mitunter bis heute nicht –, ob und wie lange sie bleiben konnten.

Als Marina, meine Mitarbeiterin in der Stiftung, erstmals dorthin reiste, habe ich im Nachbarort bei einer deutschen Familie ein einfaches Quartier besorgt und ihr die Adresse in die Hand gedrückt. Über Radeln habe ich nur erzählt, in welch herrliche Landschaft das Dorf eingebettet sei. Von den verfallenen Häusern, in denen Menschen in unwürdigen Verhältnissen hausen, davon, dass es kein Wasser und keine Toiletten gibt, habe ich lieber nicht gesprochen.

Marina ist ein »Feldwebel«, und das sage ich voller Respekt und keineswegs despektierlich. Sie war früher Polizistin, lässt sich nicht so schnell aus der Ruhe bringen und weiß sich durchzusetzen. Außerdem spricht sie Italienisch, was der rumänischen Sprache sehr ähnlich ist. Ich dachte: Sie kommt schon klar, wenn sie erst einmal dort ist … Und so war es dann auch.